

ZWEIEINHALB
SCHWESTERN

Fonna

Tage wie
Glaswolle

LENE JANSEN



[Für meine liebe Jonna,](#)

[Prolog](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Playlist](#)

[Danksagung](#)

[Bevor du gehst,](#)

[Triggerwarnung](#)

[Über die Autorin](#)

[Impressum](#)

Jonna - Tage wie Glaswolle

Zweieinhalb Schwestern Reihe

(Band 1)

Lene Jansen

ZWEIEINHALB
SCHWESTERN

Jonna
Tage wie
Glaswolle

LENE JANSEN



An alle *Zugvögel* da draußen ...

Nicht jeder kann bleiben.

Es ist okay!

Content Note: Dieses Buch behandelt sensible Themen, die für manche Menschen belastend sein können. Hinten im Buch befindet sich eine ausführliche Triggerwarnung.

Für meine liebe Jonna,

unsere Sturmtochter.

Der aufbrausende Wind, der um die Häuser pfeift, den man nicht einsperren kann, der seinen Freiraum braucht und ihn sich zur Not erkämpft.

Ich wusste es bereits, als ich zum allerersten Mal in deine großen braunen Augen geschaut und dir über die weichen dunkelbraunen Haare gestreichelt habe. Und jedes darauf folgende Jahr, in dem du Zentimeter um Zentimeter gewachsen bist, hat es nur bestätigt, ich habe mich nicht geirrt. Du bist keine leichte Brise, du bist mehr. Ein Wirbelwind, ein Orkan.

O Jonna, wie sehr wir dich gebraucht haben.

Wie unsere kleine Familie genau dich gebraucht hat, diejenige, die unseren Alltag durcheinanderwirbelt. Die keinen Stein auf dem anderen lässt, die Staub auftreibt, aber auch Windräder dreht, Drachen fliegen lässt und mich dazu bringt, klarer zu erkennen, wie viel Weite es jenseits unserer kleinen Insel gibt.

Ich schreibe dir diesen Brief, weil der Tag kommen wird, an dem du uns nicht mehr zuhören willst und wirst. Und bei Gott, so wie ich dich kenne, wird dieser Tag sicherlich früher anrücken, als es mir lieb ist. Mit etwas Glück wirst du in diesem Moment meinen geschriebenen Worten mehr glauben als unserem Gerede. Vielleicht nicht direkt beim ersten Lesen, aber eventuell Jahre später.

Du bist gut so, wie du bist.

Lass dich nicht zähmen (auch wenn wir es immer und immer wieder versuchen werden). Geh deinen Weg, und wenn er dich von uns wegführt, ist das so.

Aber versprich mir eins ... sobald der Tag kommt, an dem das Heimweh bei dir anklopft, an dem die Windrichtung sich ändert, lass dich treiben und komm zurück zu uns nach Hause. Du brauchst nicht mal einen eigenen Schlüssel, du weißt ja, wo er liegt. Immer.

Ich liebe Dich!

Dein Papa



Prolog

Zwanzig Jahre zuvor

Das Klirren der Gläser, das echte Lachen und die etwas zu laute Musik – wenn es eine Playlist für perfekte Nächte gäbe, wäre es diese.

Die Kneipe ist voll, die Luft riecht nach Bier, Rauch und Pommesfett. Unser Tisch – der mit den Kerben in der Holzplatte – ist wie immer der ideale Platz. Nah an der Theke, nah an den Boxen und genau in der passenden Entfernung zu den Toiletten.

Benedikt, der Wirt des Windfangs, stellt ein Tablett gefüllt mit großen und kleinen Gläsern auf den Tisch, so schwungvoll, dass der Bierschaum überläuft. »Der Friesengeist geht aufs Haus.« Ein Zwinkern, dann verschwindet er in Richtung Theke.

Mike, der eben noch von seiner verbockten Fahrprüfung erzählt hat, lacht und hebt sein Schnapsglas. »Auf die Nächte!«

Wir anderen rufen es ihm nach und stoßen unsere Gläser zusammen.

Maren verzieht bereits vorm Trinken das Gesicht und ergänzt tapfer ein »Nicht lang schnacken ...«, von dem sie sich wohl selbst noch überzeugen muss.

Auf ihr Kommando bewegen sich unsere Köpfe in Richtung Nacken, und gemeinsam stürzen wir den fies brennenden Schnaps hinunter. Ich schüttle mich, alle lachen.

Direkt im Anschluss erzählt Maren etwas über die Planungen fürs nächste Inselfestival. Übermotiviert erstellen wir eine völlig unrealistische Top-Fünf-Liste der Bands, die wir uns wünschen würden.

Es ist ein guter Abend. Und ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass das Leben ausschließlich aus Freitagabenden bestehen sollte. Denn diese Stunden lassen mich vergessen, sind kolossal leichter als so vieles dazwischen.

Dann, aus dem Nichts – der Gedanke.

Scheiße.

Mein Blick schnellt zu Erik. »Wie spät ist es?«

Er verzieht das Gesicht. »Warum willst du das denn jetzt wissen?«

»Erik, bitte.« Meine Stimme bittet. »Wegen Hanna, du weißt schon.«

Er nickt, schiebt den Ärmel hoch und schaut auf seine Armbanduhr. Dann trifft sein Blick meinen. Was ich in seinen Augen lese, ist nichts Gutes.

»Sag mir bitte, dass es noch nicht nach halb zwölf ist.«

Seine Mundwinkel zucken leicht, fast entschuldigend. »Dann würde ich lügen.«

Verdammt.

Stöhnend schließe ich die Augen und fahre mir mit der Hand übers Gesicht. »Okay, sag es einfach.« Mein Kopf berechnet bereits die unterschiedlichen Möglichkeiten. Wenn es erst zwanzig Minuten vor zwölf wäre, könnte ich es vielleicht ... zumindest mit einer Abkürzung über die Werft und vielleicht mit Rückenwind ... ganz vielleicht ...

»Es ist zehn vor zwölf.«

Seine Antwort ist eine gepfefferte Ohrfeige für mein *vielleicht* und macht der bitteren Erkenntnis Platz: *Ich kann machen, was ich will. Pünktlich ist außer Reichweite.*

Trotzdem schnappe ich mir meinen schwarzen, arg verschlissenen Eastpak-Rucksack und stürze im Stehen den letzten Schluck der längst nicht mehr eiskalten, sondern eher lauwarmen und wässrigen Whiskey-Cola herunter. Bezahlt ist bezahlt. Und wer weiß, eventuell helfen die paar Tropfen Koffein. Geben mir den notwendigen Schub.

»Tut mir leid, Leute, ich muss los. Die Schwestern rufen, und ich bin sowieso schon zu spät.« Den genervten Unterton kann ich nicht unterdrücken. Er richtet sich nicht gegen meine Freunde, die noch Stunden hier sitzen werden, Blödsinn reden, Bier trinken und das Leben auf dieser Insel feiern, so gut es eben möglich ist. Genauso wenig ist er an meine beiden Schwestern adressiert, die nichts dafür können, dass ich die Zeit vergessen habe. Nein, er gilt mir – unüblicherweise heute ausschließlich mir.

Während ich hinter mir im Gemurmel der Kneipengäste den Abschiedsgruß von Erik höre, greife ich schon die Türklinke. Ein Blick über die Schulter, ein eiliger Luftkuss und ein entschuldigendes Lächeln, weil gerade *Troy* von den Fantastischen Vier läuft, weil ich ein schlechtes Gewissen habe, meinen Freund zurückzulassen.

Keine Minute später sitze ich auf meinem klapprigen Fahrrad und düse in Richtung der dunklen Nacht. Weg vom Dorf, hinaus ins Nichts. Vor mir der kleine Lichtkegel, den die Fahrradlampe auf das Kopfsteinpflaster wirft, hinter mir die hell erleuchteten Fenster der Kneipe.

Ich trete, so schnell ich kann in die Pedale. Doch der Wind bremst mich aus. Egal, wohin ich fahre – er ist immer gegen mich. Typisch. Ich fluche, trete fester. Dabei krampfen sich meine Hände um das Lenkrad.

Ich hatte es ihnen versprochen. Hatte Hanna sogar die Hand darauf gegeben. Mitternacht am Steg. Wie vergangenes Jahr und das Jahr davor. Es kann doch nicht so schwer sein, sich an sein Wort zu halten.

Oder doch? Denn darin bin ich groß. Ella zu enttäuschen? Passiert ganz von allein. Ich muss nichts dafür tun – meine bloße Existenz reicht aus. So oft wirft sie mir diesen einen, diesen einen schmerzhaften Blick zu. Eine Mischung aus *Ich habe nichts anderes erwartet* und *Wieso in aller Welt bist du, wie du bist?* Er trifft mich jedes Mal tief im Herzen, ich stumpfe nicht ab, und ich weiß auch wieso.

Aber Hanna? Kleine Schwestern enttäuscht man nicht. Punkt. Und ich hätte allen Grund dazu, es sogar noch weniger als nicht zu tun.

Die Pedale drehen in Höchstgeschwindigkeit.

Nur allzu gut kann ich mir vorstellen, wie sich Ella gleich um zwölf zu Hanna rüberbeugen wird, um irgendetwas in Richtung *Sei nicht traurig, so ist Jonna halt. Aber zum Glück haben wir ja uns* zu sagen.

Natürlich hat sie recht. Und trotzdem will ich nicht, dass sie es ausspricht. Nicht heute.

Über mein lautes Keuchen hinweg höre ich die Kirchenglocken aus der Ferne hinter mir – und schlagartig wird mir klar, dass ich den Augenblick verpasst habe. Es werden nur etwa zehn Minuten sein, die ich zu spät zu Hannas fünfzehntem Geburtstag kommen werde. Aber es sind nun mal zehn Minuten. Anstatt schneller zu fahren, macht die Erkenntnis meine Beine merkwürdigerweise müder und mich langsamer.

Zu spät ist zu spät.

Als ich endlich ankomme, stelle ich das Rad am Fahnenmast des Badestrandes ab und atme tief durch. Nehme den typischen Geruch nach Salz, Seetang und Sommernacht in mir auf. Eine Komposition, die ich manchmal liebe und manchmal hasse. Die so frisch riechen kann und an anderen Tagen so modrig.

Ich stehe oben auf der Düne, blicke hinunter auf das Meer, das in nahezu schwarzen Wogen rhythmisch an den Strand

schlägt. Nicht weit von mir ragt der lange hölzerne Steg vom Ufer aus ins Wasser. An dessen Ende erkenne ich die dunklen Silhouetten meiner beiden Schwestern.

Fünfzehn Jahre, unglaublich. War Hanna nicht gestern erst nervige elf Jahre alt und ich fünfzehn? Hat sie mich nicht ständig am Wochenende morgens um acht Uhr geweckt, um irgendwelche Gesellschaftsspiele zu spielen, obwohl ich ausschlafen wollte? Bei der Erinnerung muss ich lächeln. Sehe uns am bunten Rad vom *Spiel des Lebens* drehen, Hanna voller Motivation, während mir fast die Augen zufallen. Es waren die Tage, an denen wir keinen Schimmer hatten, dass uns das echte Spiel des Lebens bald darauf eine der schlimmsten Ereigniskarten zuspiesen sollte.

Ich ziehe meine Sneakers aus, um im weichen Sand besser laufen zu können, und fühle die Kühle unter den Füßen. Die Wärme des Tages ist nicht mehr gespeichert, ist der Kälte der Nacht gewichen. Meine Schuhe binde ich an ihren Schnürsenkeln zusammen und gehe Schritt für Schritt in Richtung Steg. In der Ferne sehe ich den Schein eines Lagerfeuers. Touristen, die den Abend ausklingen lassen, vermute ich. Und augenblicklich wird mein Herz schwer.

Sollte man nicht so in seinen fünfzehnten Geburtstag hineinfeiern? Braucht es da nicht Freunde, erste Gläser mit Fruchtsekt und Musik aus kleinen Boxen oder Lagerfeuergitarren anstatt zwei ältere Schwestern, ein paar Kerzen und das leise Rauschen des Meeres?

Ich schüttele den Kopf. Der Abendwind weht einige Strähnen meiner kinnlangen, rotgefärbten Haare durcheinander.

Es war Hannas Wunsch. Die letzten beiden Jahre schon. Seit ihrem ersten Geburtstag danach. Für uns alle war es ein unfassbar harter Schlag gewesen, der härteste. Für sie aber eine Art Knockout. Ella und ich haben uns irgendwann mühevoll mit letzter Kraft aufgerafft, um weiterzukämpfen.

Nur bei Hanna habe ich das Gefühl, dass sie sich von dem K.o. nicht erholt, dass sie nicht den Mut findet, wieder in den Ring zu steigen.

Als ich den Holzsteg betrete, spüre ich mit einem Mal Hannas Blick auf mir. Es ist merkwürdig, aber sie kann das. Konnte sie immer schon. Sie sieht einen so an, dass man es spürt. Nicht stark. Nein, eher wie eine Art Lufthauch, ein Kribbeln auf der Haut. Es ist, als gäbe es eine Art unsichtbare Verbindung zwischen uns. Und sofort weiß ich: Sie ist mir nicht böse. Sie hätte allen Grund dazu, aber sie ist es nicht. Die zehn Minuten machen für sie keinen Unterschied.

Ich atme durch, winke, und meine kleine Schwester winkt nahezu synchron zurück.

Ella hingegen bewegt ihren Arm nicht, stützt ihn weiter hinter sich auf den hölzernen Steg. Es war so klar. Wenn Sturheit einen Namen hätte, wäre Ella Niehaus eine verflucht gute Wahl. Und falls es diese besondere Art von Verbindungen zwischen Schwestern gibt, diese spezielle Verknüpfung, die ich bereits so oft zu Hanna gespürt habe, dann hat jemand bei Ella und mir das Kabel gekappt oder aber die Rechnung nicht bezahlt. Denn da ist nichts, nicht mal ein Freizeichen. Kein Durchkommen.

Als ich nur wenige Schritte entfernt von den beiden bin – so nah, dass ich nicht rufen muss, sondern in normaler Lautstärke reden kann –, setze ich zu meiner Entschuldigung an. »Sorry Hanna. Stau auf dem Weg hierher.« Ich zwinkere, auch wenn ich sicher bin, dass die beiden es nicht sehen.

»Wohl eher zu viele Getränke im Windfang.« Ellas Antwort soll vermutlich gleichgültig klingen, doch dafür müsste sie den schneidenden Unterton noch weiter reduzieren.

Ignorieren, ich muss es einfach ignorieren.

»Schon okay«, antwortet Hanna, und ich weiß direkt, dass sie es auch so meint.

Eilig nehme ich den Rucksack ab und krame darin herum.
»Sekündchen noch.«

»Klar, warten ist für uns doch kein Problem.« Wieder Ella, wieder eine Spitze.

Ich verdrehe die Augen, verkneife mir aber eine Retourkutsche. Wir sollten jetzt nicht streiten.

Meine Finger finden im Rucksack, was sie suchen. Ich nehme das YES-Törtchen, öffne die Packung und ziehe es auf dem kleinen Pappunterleger heraus. Behutsam stecke ich die dünne, blau-weiß gestreifte Kerze, die ich heute Nachmittag aus der Geburtstagskiste im Keller geklaut habe, in den Minikuchen. Ich versuche, die Kerze mit einem Feuerzeug zu entzünden, was bei dem leichten Wind keine einfache Aufgabe ist. Bei Versuch drei gelingt es mir, und sofort halte ich schützend die Hand um die winzige Flamme und drehe mich vorsichtig um.

»Happy Birthday, Zwerg«, sage ich liebevoll und entdecke die kleine Träne im Auge meiner Schwester. »Schnell, auspusten. Sonst erledigt es der Wind für dich.«

Hanna steht auf, kommt die zwei Schritte auf mich zu und beugt sich zu dem kleinen Törtchen in meiner Hand herunter.

»Und wünsch dir was.«

»Mach ich.« Sie lächelt, und das fühlt sich gut und richtig an.

Ein sachter Atemstoß, ein Windhauch oder auch beides, und die Kerze ist aus. Die Teelichter meiner großen Schwester, die in Marmeladengläsern auf einer kleinen Picknickdecke verteilt stehen, leuchten hingegen weiter. In ihrem flackernden Licht sehe ich den Marmorgugelhupf, den Ella heute Morgen extra gebacken hat.

Perfektionismus trifft Improvisation.

Ella trifft Jonna.

Aber es ist mir vollkommen gleichgültig. Ich lege den Pseudokuchen neben uns und schließe meine kleine Schwester fest in die Arme. Ich könnte etwas sagen, doch es fühlt sich besser an, den Moment still zu genießen, im Kerzenschein und bei Meeresrauschen.

Als wir uns voneinander lösen, lächelt Hanna noch immer. »Danke, dass du gekommen bist. Das bedeutet mir viel.«

»Hallo? Als ob ich deinen fünfzehnten Geburtstag verpasse. Was denkst du denn?«

Wieder ignoriere ich das leise Schnauben von der Seite, warte ein, zwei Sekunden und drehe mich erst danach zu meiner großen Schwester. »Hallo, Ella.« Es klingt neutral, nicht wie eine Umarmung, ebenso wenig wie Gestichel.

Sie nickt, und dieses Mal kommt es mir eher so vor, als wäre da neben der leichten Enttäuschung über meine Verspätung etwas anderes. Aber ich kann es nicht greifen.

Dann setzen wir uns zu ihr. Hanna in die Mitte, Ella zur Rechten und ich zur Linken.

»Ich habe noch etwas für dich«, sage ich zu meiner kleinen Schwester, während ich erneut in den Rucksack greife und ein rechteckiges Paket heraushole. Ich reiche es ihr.

Behutsam, wie sie nun mal ist, öffnet Hanna das Geschenk. Fährt fast zaghaft mit dem Zeigefinger unter den Tesafilm, hebt ihn an, faltet das Papier sorgfältig auseinander, bis der Inhalt ausgepackt vor ihr liegt. »Ein Aquarellfarbkasten.« Ihre Stimme überschlägt sich, so sehr scheint sie sich zu freuen.

Ich muss lächeln. Sie ist so oft so leise, so kontrolliert, viel zu erwachsen für ihr Alter. Aber wenn wir zu zweit oder auch zu dritt sind, lässt sie die Gefühle endlich mal los.

»Ja, ich liebe deine Bleistiftzeichnungen so sehr. Aber vielleicht, vielleicht ist zwischendurch auch etwas Platz für mehr Farbe.« Ich stupse meinen Oberarm sanft gegen ihren.

»Ganz bestimmt. Danke, Jonna.« Hanna legt ihren Kopf auf meine Schulter, und für diesen Augenblick könnte ich fast vergessen, dass ich nicht die perfekte ältere Schwester bin.

So sitzen wir da, schauen hinaus auf das dunkle Meer und sagen ein paar Minuten lang nichts. Es fühlt sich nicht schlecht an, nicht unangenehm, sondern schön.

Hanna hebt den Kopf und bricht die Stille. »Ich habe einfach die besten zwei Schwestern der Welt. Was würde ich nur ohne euch machen?« Sie meint es ernst, für sie sind wir zwei Rettungsboote. Völlig unterschiedliche Bootstypen. Ein zuverlässiger Kahn und ein wackeliges Schlauchboot, aber beide haben ausreichend Platz an Bord.

»Nicht du ohne uns ...« Die Stimme meiner großen Schwester klingt warm und irgendwie ein wenig mütterlich. »Was würden wir nur ohne dich machen?«

»Okay, okay ...« Ich hebe meine Hände, tue so, als würde ich einen Streit schlichten müssen. »Einigen wir uns darauf: Was würden *wir* ohne *uns* machen.«

»Nicht viel, würde ich sagen.« Ella lacht, und ich bin ein wenig stolz, dass es meinetwegen ist.

Ihr Lachen wird vom Wind weggetragen, und wieder kehrt diese besondere Ruhe ein.

»Können wir uns bitte jedes Jahr an meinem Geburtstag hier treffen?« Hanna blickt zu Ella und im Anschluss zu mir.

Ohne sich Zeit zum Überlegen zu nehmen, legt meine große Schwester ihren Arm um Hanna und antwortet: »Natürlich. Dann feiern wir diesen besonderen Tag jedes Jahr gemeinsam hier auf dem Steg.«

Ich schlucke. Es ist eine Bitte, zu der man verdammt schlecht nein sagen kann. Aber ...

Mitten in diesen Gedanken legt Hanna ihren Arm um mich. Ich spüre die Wärme, spüre dieses Gefühl von Familie und gleichzeitig kiloweise Erwartungsdruck. Es bleibt mir nichts übrig, die Worte kommen einfach aus meinem Mund.

»Jährlicher Schwesterntreff zur Sommersonnenwende. Wenn das mal nicht sogar was Mystisches hat.«

Über Hannas Kopf hinweg sehen Ella und ich uns an. Noch immer ist da dieses Etwas in ihrem Blick, das ich vorhin nicht verstehen konnte. Stärker jetzt und trotzdem versteckt hinter ihrem Tarnnetz aus Verantwortungsbewusstsein, Mütterlichkeit, Perfektionismus und Korrektheit. Dennoch bin ich mir sicher, dass es tatsächlich ein Hauch von Zuneigung ist. Nicht viel, aber erkennbar. Doch anstatt mich darüber zu freuen, legt sich diese Gewissheit eng um meinen Brustkorb.

Ich wende das Gesicht ab, schaue aufs Meer, höre die Wellen und fühle die Angst. Die Angst, die ich bereits jetzt davor habe, eines Tages an diesen Blick zurückzudenken, wenn ich mein Versprechen von gerade brechen werde. Denn verdammt, ich weiß schon heute, dass dieser Tag kommen wird und dass ich es sein werde, die irgendwann in der Nacht auf den 21. Juni am Geburtstag meiner kleinen Schwester auf diesem Steg fehlen wird.

Und ja ... ich habe mich wegtreiben lassen, bin gegangen und habe gefehlt. Natürlich kann ich es nicht mehr ändern, kann nichts rückgängig machen. Trotzdem frage ich mich an manchen Tagen, ob ich geblieben wäre, wenn ich gewusst hätte, was jede von uns dreien schon damals mit sich herumgetragen hat. Frage mich, ob wir heute andere wären, hätten wir all die Dinge miteinander geteilt, anstatt sie mit uns selbst auszumachen.

Aber darauf wird es keine Antwort geben. Wir haben uns gegen die Wahrheit entschieden und für das Schweigen, haben unsere jeweiligen Wege eingeschlagen und damit drei ganz eigene Geschichten geschrieben.

Heute





Kapitel 1

Ibuprofen an Koffein

Mit dem zweiten Becher schwarzen Kaffees spüle ich eine Kopfschmerztablette den Hals hinunter.

Es ist 5:34 Uhr.

Müde massiere ich meinen Nacken, um die Verspannungen dort zu lösen, die vermutlich für die Kopfschmerzen verantwortlich sind. Obwohl, wer weiß, vielleicht kommt auch der Schmerz zuerst und danach die Muskelverhärtungen. Keine Ahnung. Und ehrlich gesagt, spielt es keine Rolle.

Sie müssen sich mehr Ruhe gönnen. Eventuell wäre Sport eine Option. Prüfen Sie doch mal, ob Sie morgens eine entspannende Routine einschieben könnten. Eine Yogaeinheit beispielsweise.

Tai Chi. Meditation. Traumreise. Tipps direkt aus der Esoterik-Milchstraße. Nur dumm, dass ich da nicht hingehöre – egal, wie oft ich es versuche, ich werde dort nie landen. Menschen wie ich brauchen weniger Om, dafür mehr Lösungen. Eine sechshunderter Ibuprofen passt eindeutig besser in meinen Zeitplan und damit in mein Leben.

Das nur leider viel zu oft.

Vor zwei Wochen habe ich im Büro mal wieder nach einer rettenden Tablette gesucht – und nur ein Chaos aus leeren Blistern gefunden, ebenso in meiner Handtasche und im

Handschuhfach. Da konnte ich es nicht mehr leugnen: So geht es nicht weiter.

Und jetzt stehe ich hier, fühle mich energielos und weiß, dass auch die nächste Tasse Kaffee garantiert nichts daran ändern wird. Die Nacht hatte wieder zu viele Gedanken und zu wenig Tiefschlaf für mich im Gepäck. Selbst wenn ich schlafe, ist es oft das Gegenteil von erholsam. Träume lassen sich nicht dirigieren. Nehmen sich, was sie wollen, greifen auch gern auf Erinnerungen zu, egal, wie tief und wie lang du sie in dir vergraben hast.

Seit ich vor etwa einem Dreivierteljahr beim Suchen nach einer alten Rechnung in Nils' Schublade gelandet bin, hat sich etwas in mir verschoben. Nicht sichtbar. Nicht laut. Aber spürbar.

Dabei war es keine dramatische Entdeckung. Kein Brief, kein Beweis für irgendetwas, kein Geheimnis im klassischen Sinne. Nur eine Mappe. Weiß. Unauffällig. Vielleicht musste ich sie gerade deswegen öffnen.

Ein rascher Blick. Keine fünf Seiten. Aber sie haben gereicht. Nicht für einen Schock. Sondern für dieses schleichende, lähmende Gefühl, dass da ein Plan existiert – einer, in dem ich vielleicht keinen Platz habe.

Behutsam habe ich die Mappe zurückgelegt, so, als hätte ich sie nie berührt. Bin zum Sport gerannt. Habe geschwitzt. Geschwiegen. Verdrängt. Nur nicht erfolgreich. Denn egal, was ich tue, seit diesem Tag ist die Mappe nicht mehr nur in der Schublade. Sie ist in meinem Kopf. Und irgendwie auch zwischen uns.

Nils hat nie etwas gesagt. Und ich habe nie gefragt. Einerseits weil ich Angst vor der Antwort hatte, andererseits weil ich gehofft habe, er würde es auch ohne Worte merken – würde spüren, dass ich nicht kann. Nicht will. Nicht darf.

Seitdem schlafe ich noch schlechter und wache öfter mit Kopfschmerzen auf. Weil alles, was kommen könnte, mich daran erinnert, was damals geschehen ist. Daran, was ich kaputt gemacht habe, und dass es wieder passieren könnte. Weil ich Menschen enttäusche.

Außerdem bin ich wütend. Auf Nils, weil er mich doch kennen muss, selbst wenn ich nur einen Teil meiner Vergangenheit mit ihm geteilt habe. Wütend auf mich, weil ich nicht fähig bin, weder dazu, es auszusprechen, noch dazu, es zu verdrängen. Wütend auf dieses diffuse Etwas, das sich wie ein Schatten über uns gelegt hat, ohne dass wir je seinen Namen genannt hätten.

Und dann ist da dieser eine kleine Gedanke, den ich nicht wegkriege: *Was, wenn seine leisen Träume zu laut für mich werden? Was, wenn ich ihm das nicht nehmen darf? Nicht nehmen kann?*

Unmittelbar schießen mir Tränen in die Augen, brennen, und trotzdem halte ich sie zurück. Denn Heulen bringt nichts, hat es noch nie. Ist nicht mehr als eine Energieverschwendung und ein Zeichen von Überforderung und Schwäche. Aber ich bin nicht schwach, und ich bin auch nicht überfordert. Aus irgendwelchen Gründen bin ich nur nicht mehr lotgerecht ausgerichtet. Schiefelage. Da braucht man nicht heulen. Tränen ändern nichts, sie machen mich nur mehr wütend.

Wütend genug?

Das Piepen des Weckers im Schlafzimmer dringt durch den dunklen Flur bis zu mir in die Küche. Ein anschwellender elektronischer Ton als Start des neuen Tages, der neuen Woche. Meines *neuen* Lebens?

Ja, der Entschluss steht fest.

So geht es nun mal nicht weiter. Sagt ja auch Frau Dr. Meinert.

Ich schlucke. Halte die Tränen weiterhin zurück. Baue gedanklich kleine Staudämme vor die Tränenkanäle, damit es nicht eine einzige bis zu meinen Wangen schafft. Bin tapfer, wie man eben sein muss in einem Alter, das zu vierzig aufgerundet wird. Und trotzdem fühle ich mich miserabel.

Müsste sich ein Moment der Entscheidung nicht anders anfühlen? Besser? Eventuell sogar gut? Zumindest ohne Angst, etwas zu verlieren?

Der Wecker piept drei weitere Male, dann schweigt er endlich. Kurz darauf höre ich müde, schlurfende Schritte Richtung Badezimmer. Mit jedem Schleifen seiner nackten Füße über den Dielenboden wird meine Brust enger, auch mein Hals. Selbst die Küche.

Man sagt mir nach, ich sei nicht gut in Gefühlsdingen, man sagt mir nach, ich wäre nicht emotional. Das mag sogar stimmen, irgendwie. Heute wäre ich froh, wenn es deutlich mehr zutreffen würde, wenn auch in meinem Inneren alles so abgeklärt kühl ablaufen würde, wie ich es nach außen wirken lassen kann.

Ich nehme einen weiteren Schluck vom Kaffee, nur um irgendetwas zu tun, und verliere mich in der Dämmerung vor dem Fenster.

Knappe zehn Minuten später betritt mein Mann die Küche. Er trägt eines seiner enggeschnittenen Hemden in Dunkelblau, die Ärmel sind locker bis zum Ellenbogen hochgekrempelt, der Saum in die Chino gesteckt.

Wenn ich nicht genau hinsehen würde, könnte ich meinen, es sei ein völlig normaler Tag. Er bräuchte nur noch seine Sneakers und wäre bereit für die Arbeit. Doch die Schatten unter den Augen verraten, dass auch für ihn nichts normal ist.

Trotz alledem schenkt er mir ein schwaches, winziges Lächeln, versucht, alte Normalität auszustrahlen ...

Vielleicht noch mehr ... Hoffnung?

»Hey, Jonna, konntest du wieder nicht schlafen?« Es ist eine normale Frage, und doch sind es die ersten Worte eines – hoffentlich nur vorerst – letzten Gesprächs. Sein nervöses Streichen über die kurzrasierten dunkelblonden Haare an der Seite seines Kopfes verrät mir, dass auch er sich dessen bewusst ist.

Nur ein Nicken, mehr liefere ich ihm nicht als Antwort, und er gibt sich damit zufrieden.

Während Nils die Schnalle an seinem Gürtel mittig ausrichtet, fällt mir auf, wie stark er abgenommen hat. Bestimmt fünf Kilo. Warum habe ich das in den letzten Wochen nicht bemerkt?

Er geht die paar Meter bis zur Kaffeemaschine, lehnt sich mit der Hüfte an die Arbeitsplatte aus Granit, öffnet den Hängeschrank und greift zu dem einzigen schwarzen Kaffeebecher. Zu dem einen, den er immer nimmt.

Ich sehe ihm zu, wie er die Tasse unter den Vollautomaten stellt und auf dem Display auf *Café Crema* drückt. Das lautstarke Mahlen der Bohnen dröhnt durch die Küche, und ich massiere erneut meinen Nacken. Schweigend verfolgen wir das Aufbrühen und starren auf den sich füllenden Kaffeebecher.

Ich kenne den weißen Aufdruck der Tasse, muss ihn nicht mal lesen: *Kaffee – weil Erwachsensein hart ist*. Verflucht hart. Zu hart.

Als die Maschine wieder schweigt, erwacht zumindest einer von uns aus der Bewegungslosigkeit. Nils, nicht ich.

Er greift den Henkel seiner Tasse und dreht sich zu mir um. Sein Blick findet meinen, und wieder sehe ich die Augenränder, den Bartschatten, der stärker ist als sonst. Er muss sich ein paar Tage nicht rasiert haben, was wirklich untypisch für ihn ist. Aber klar, ich bringe auch ihn um den Schlaf und aus seinem Rhythmus.

Triggerwarnung

Liebe(r) Leser:in,

die *Zweieinhalb Schwestern*-Reihe erzählt von Verlust, Familienbande und der Suche nach dem, was bleibt, wenn das Leben sich leise verändert. Dabei werden Themen berührt, die für manche Leser:innen belastend sein können. Dazu zählen unter anderem der Tod eines Familienmitglieds, Demenz, familiäre Konflikte, emotionale Vernachlässigung, Schuldgefühle, Beziehungskrisen sowie Momente tiefer Erschöpfung und innerer Zerrissenheit. Diese Inhalte werden im Text mehr oder weniger detailliert dargestellt.

Bitte entscheide selbst, ob und in welchem Tempo du dich mit diesen Themen auseinandersetzen möchtest.

Lene Jansen

Über die Autorin

Lene Jansen lebt mit ihrer Familie und einem chronisch aufgedrehten Hund am Rand einer größeren Stadt in Ostwestfalen. Geboren im Münsterland und als Kind der 80er groß geworden, schreibt sie über das, was das Leben wirklich ausmacht: Liebe, Zweifel, Aufbruch, verpasste Chancen – und all das dazwischen.

Wenn sie nicht gerade zwischen Wäschekörben, Einkaufszetteln und ihrem Brotjob unterwegs ist, findet man sie mit einem Buch auf dem Sofa, mit Freundinnen und einem Glas Aperol in der Hand auf der Terrasse – oder beim Versuch, sich zum Joggen zu motivieren. Musik läuft dabei fast immer – außer beim Schreiben. Da übernimmt der innere Soundtrack.

Ihre Bücher sind nah am Alltag, manchmal traurig, manchmal zum Schmunzeln, oft leise und wahr – und immer ein bisschen besonders. So wie das Leben.

Meine Bücher:

In Richtung Stoppelfelder – Lene Jansen

Und dazwischen wir – Lene Jansen

Zwei zwischen den Jahren – Mila Marten/Lene Jansen

Zwei zwischen der Wahrheit – Mila Marten/Lene Jansen

Lene Jansen – Liebe, die das Leben schreibt.

Mehr über Lene gibt's auf: www.lenejansen.com

Impressum

1. Auflage
Originalausgabe Juli 2025
© Lene Jansen

Lene Jansen
c/o Wirfinden.Es
Kirchgasse 19
65817 Eppstein

Umschlaggestaltung: Katja Preuß
Lektorat & Korrektorat: Mila Marten

Alle Rechte vorbehalten.
Texte dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes
Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers,
Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.
Die Handlung und alle handelnden Protagonisten sind frei
erfunden.
Jegliche Ähnlichkeiten mit realen Personen sind zufällig
und
unbeabsichtigt.

